

**MUR
DRE
RE**

**FRANCESCO
MIRALLES**



**LE
RE**



THRILLER

 **Loewe**

Unverkäufliche Leseprobe

www.retrumfans.de

ISBN 978-3-7855-7038-8
1. Auflage 2012
Format 14.0 x 21.3 cm
€ 14.95 (D), € 15.40 (A), CHF 21.90

erscheint im Januar 2012

Erschienen unter dem Originaltitel *Retrum – Cuando Estuvimos Muertos*
Copyright Text © Francesc Miralles
Copyright Innenillustrationen © Berto Martínez
Alle Rechte vorbehalten.

© für die deutschsprachige Ausgabe 2012 Loewe Verlag GmbH, Bindlach
Aus dem Spanischen übersetzt von Esther Fischer
Umschlagillustration: Berto Martínez
Umschlaggestaltung: Christian Keller

Die weitere Verwendung der Texte und Bilder,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages
urheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

*Nicht den Tod sollte man fürchten,
sondern dass man nie beginnen wird zu leben.*

MARCUS AURELIUS

AUF DEM FRIEDHOF

Wer hier eintritt, lasse alle Hoffnung fahren.

DANTE ALIGHIERI

Der Anorak schien mir nicht passend für meine bevorstehende »Heldentat« – nicht romantisch genug –, also nahm ich den langen grauen Mantel meines Vaters, ohne ihn um Erlaubnis zu fragen.

Ebenso wenig sagte ich ihm Bescheid, als ich aus dem Haus ging. Es war ja keine große Sache, wenn ein Junge von sechzehn Jahren freitags abends unterwegs war. Normalerweise genügte es meinem Vater, wenn er mich am darauffolgenden Morgen in meinem Bett vorfand.

Unter dem Mantel trug ich zwei Thermohemden, damit ich nicht erfror in dieser eisigen Februarnacht. Das Überlebenspaket wurde vervollständigt durch Handschuhe, einen Wollschal und ein Paar dicke Socken.

Ich brauchte nur etwa zwanzig Minuten zum Friedhof. Den ersten Teil der Strecke über fühlte ich mich etwas seltsam, so als einsamer, nächtlicher Spaziergänger. Vor allen Dingen, als mich der Lärm der feiernden Menschen im La Palma und im De Abajo erreichten. Doch die Stimmen waren kaum noch zu hören, als ich mich der Anhöhe näherte. Das einzige Ge-

räusch war das Knirschen meiner Schritte auf dem gefrorenen Schnee. Der Mond leuchtete hoch oben am Himmel, der einzige Zeuge meiner Mutprobe. Zumindest glaubte ich das.

Ich griff in meine Tasche, um mich zu vergewissern, dass der schwarze Handschuh noch dort war – er hatte sich nicht vom Fleck bewegt. Es war ein idiotischer Gedanke, aber die Tatsache, dass er einem Mädchen gehörte, die die Prüfung ebenfalls durchlebt hatte, verschaffte mir ein Gefühl von Sicherheit.

Aber die drei waren definitiv viel besser in Form als ich, denn ich würde es nicht so einfach über die Mauer schaffen. Zum Glück gab es einen kleinen Vorsprung, auf den ich meinen rechten Fuß setzen konnte. Dadurch konnte ich mich aber bloß an der Mauerkrone festhalten. Jetzt hing ich an der Mauer und kratzte mit meinen Stiefeln an den Steinen. Ein jämmerlicher Anblick, der nicht gerade für meine Fähigkeiten als Bezwinger von Friedhofsmauern sprach.

Ich war kurz davor, mich wieder fallen zu lassen, als ich mit meinem linken Fuß einen Spalt in der Mauer fand und mich so bis ganz nach oben schieben konnte.

Dort blieb ich erst einmal sitzen und schaute mich um, denn ich war nicht besonders scharf darauf, mir beim Sprung von der Mauer alle Knochen zu brechen. Im hellen, milchigen Licht des Mondes sah ich, dass auf der anderen Seite genug Platz für eine schmerzfreie Landung war.

Ich hielt mich oben an der Mauer fest, ließ mich ein paar Meter nach unten gleiten – und ließ los. Ich fiel ganz sanft, seltsam verlangsamt, als wären die Gesetze der Physik in der Stadt der Toten andere. Beim Landen beugte ich meine Beine

und Arme, federte den Sprung ab und verursachte kaum ein Geräusch.

Ich war drinnen.

Die Innenseite der Mauer war komplett glatt, was mir den Rückweg ziemlich erschweren würde. Ich konnte zwar an der Urnenwand hochklettern, sie als eine Art Leiter oder Treppe benutzen, aber ich hatte zu viele Filme gesehen, in denen die Toten allen die Beine abbissen, die es wagten, ihre Ruhestätte zu entweihen.

So oder so, nun befand ich mich auf dem Friedhof und musste mir überlegen, wie ich die Nacht verbringen wollte.

Der Mond warf die Schatten der alten Zypressen ins Innere des Geländes. Es herrschte absolute Stille. Ich musste an einen Vers von Bécquer denken, der nicht gerade dazu beitrug, mich zu beruhigen: *Mein Gott, wie einsam bleiben die Toten zurück!*

Um nicht völlig panisch zu werden und meine Prüfung nicht vorzeitig in einen Albtraum zu verwandeln, konzentrierte ich mich, versuchte, vernünftig zu denken. Zuallererst musste ich einen einigermaßen bequemen Ort finden, an dem ich die Nacht verbringen konnte.

Vorsichtig ging ich zwischen den Urnenwänden und den wenigen Gräbern entlang – der Friedhof von Teià war wirklich nicht sehr groß. Nur ein paar verlassene Pfade und eine einzelne Zypresse. Kein sehr schöner Ort, um die Ewigkeit zu verbringen.

Während ich so auf dem Friedhof umherstreifte, kam mir ein Gedanke: Woher wollten die drei denn eigentlich wissen, dass ich tatsächlich die ganze Nacht auf dem Friedhof ver-

bracht hatte? Ich hätte ebenso gut erst im Morgengrauen über die Mauer springen und drinnen bis zum Sonnenaufgang warten können. Wenn sie draußen auf mich warteten, konnten sie ja nicht wissen, wie viele Stunden ich tatsächlich auf dem Friedhof gewesen war.

Klar war nur, dass ich mich alleine auf dem Friedhof befand. Ich und die ganzen Toten, die mich vielleicht aus ihren letzten Ruhestätten heraus beobachteten – wer wusste schon, mit welchen Spielchen man sich im Jenseits die Zeit vertrieb.

Und dann fiel mir ein, dass der beste Ort, um die Nacht zu verbringen, wohl die Grabplatte war, auf der ich den schwarzen Handschuh gefunden hatte.

Ein mystischer Ort, denn vielleicht hatte dort auch schon das hübsche Vampirmädchen geschlafen ... und ganz praktisch gesehen war sie eine der wenigen Grabplatten auf dem Gelände, die in Richtung der Anhöhe lagen. Sie wäre ein relativ bequemer Ort – wenn man bei einer Steinplatte überhaupt von »bequem« reden konnte –, um die Nacht zu verbringen, und von hier aus würde ich sofort sehen, wenn sich jemand dem Friedhof näherte.

Zufrieden, endlich eine Entscheidung getroffen zu haben, machte ich mich langsam auf den Weg zu meinem erwählten Schlafplatz, ohne auch nur einmal daran zu denken, dass vielleicht jemand meine Anwesenheit in dieser Ecke des Friedhofs vorausgesehen hatte.

IRRLICHTER

*Ringsumber, zur einen und zur anderen Seite,
tanzten die Feuer des Todes in der Nacht.*

SAMUEL TAYLOR COLERIDGE

Auf der Grabplatte lagen eine gefaltete Decke und ein Korb, der mit einem Tuch bedeckt war. Vorsichtig hob ich es an und musste mir eingestehen, dass ich für die drei wohl absolut durchschaubar war.

Der Inhalt des Korbes ließ mich für einen Augenblick die frostige Einsamkeit des Friedhofs vergessen. Vier Äpfel und eine Flasche Wasser lagen darin. Ich nahm die Decke in die Hand und befühlte sie. Sie war dick und angenehm weich.

Ein wenig gerührt fragte ich mich, während ich in einen der Äpfel biss, wer mir den Proviant wohl dagelassen und mich so gut für die Nacht versorgt hatte. Ich wünschte mir, dass es Alexia gewesen war, obwohl es genauso gut Lorenas Idee gewesen sein konnte. Oder auch die von Robert.

Ich biss noch ein paarmal in den Apfel, bevor ich ihn auf die andere Seite der Mauer warf. Wenn sie da draußen waren, würden sie wissen, dass ich das Abendessen verspeist hatte. Aber etwas sagte mir, dass niemand da war, weder hier drinnen noch da draußen. Zumindest niemand von dieser Welt.

Ich deckte den Korb wieder zu und stellte ihn auf den Boden neben die Grabplatte. Dann faltete ich die Decke auseinander und rollte mich, so gut es ging, darin ein. Mit den zwei Thermohemden, dem Mantel und der Decke würde ich die Nacht gut überstehen, ohne mir eine Lungenentzündung zu holen.

Der Mond erschien mir riesenhaft groß, als ich die Augen schloss und versuchte einzuschlafen.



Ich weiß nicht, wie lange mein Halbschlaf dauerte. Ich hatte das Gefühl, ein paar Stunden zwischen Wachen und Schlafen hin und her gewechselt zu sein, als ich durch ein Summen geweckt wurde.

Zuerst glaubte ich, es seien Insekten, und steckte den Kopf unter die Decke. Als ich jedoch genauer hinhörte, erschien mir das Geräusch eher wie ein Schnaufen – kurze Atemzüge, schnell aufeinanderfolgend, wie die zornige Unterhaltung von zwei fremdartigen Kreaturen.

Als ich den Kopf unter der Decke hervorstreckte, um besser sehen zu können, gefror mir das Blut in den Adern. Auf dem gesamten Friedhofsgelände leuchteten kleine Lichter, die flackernd über dem Boden tanzten.

Irrlichter.

Ich hatte davon schon gehört – bei Tolkien kommen sie recht oft vor –, aber nie geglaubt, dass ich sie jemals von so nah und in so großer Zahl zu Gesicht bekommen würde. Irrlichter sind das Produkt von Kalziumsalzen in den Knochen,

die sich während der Zersetzung wie kleine Streichhölzer entzünden. Aber irgendwie verhielten sich diese schummrigen Flämmchen viel zu menschlich, als dass man sie als simple chemische Reaktion hätte abtun können. Ich beobachtete, wie einige der Lichter dicht über den Boden zogen, in Zweiergruppen, als wären es die Fußspuren eines teuflischen, unsichtbaren Wesens.

Fasziniert von diesem düsteren Schauspiel, versuchte ich, eins der Irrlichter in meiner Nähe zu fangen, bekam es aber nicht zu fassen, es verflüchtigte sich, wich sofort zurück, als hätte es mich entdeckt.

Der Tanz der kleinen Feuerteufel dauerte noch ein paar Minuten an, dann kehrte die Dunkelheit zurück, eine Dunkelheit, die leicht nach Schwefel roch.

Während ich zu meinem Schlaflager zurückkehrte, erinnerte ich mich daran, was ich einmal in einem Buch über keltische Legenden gelesen hatte. Dort hieß es, Irrlichter seien die Geister von Kindern, die nicht getauft oder tot geboren worden waren und nun zwischen Himmel und Hölle hin und her flatterten. Diese Erklärung gefiel mir gar nicht.

Wäre mein Bruder hier bestattet, hätte ich geglaubt, er stecke hinter diesen Leuchtfeuern aus dem Jenseits. Aber unglücklicherweise ruhte seine Asche in einem weit entfernten Friedhof in Barcelona. Nein, dieses kleine Lichterfest war von Verstorbenen veranstaltet worden, die ich nicht kannte.

Ich rollte mich erneut in meine Woldecke ein, war aber viel zu aufgekratzt, um wieder schlafen zu können. Zum einen war durch die kleinen Feuerchen die schmerzhafteste Erinnerung an Julián wach geworden. Zum anderen fühlte ich

mich plötzlich unerwartet stark. Ich war über die Mauer des Friedhofs gesprungen, hatte auf einem Grab geschlafen und anschließend einem düsteren Schauspiel beigewohnt, ohne die Flucht zu ergreifen!

Ich setzte mich auf die Grabplatte, eingewickelt in meine Decke, und aß den zweiten Apfel aus dem Korb. Dann öffnete ich die Wasserflasche und leerte sie mit einem Schluck bis zur Hälfte.

Nun vollkommen wach, wurde mir bewusst, dass ich auf einem Grab saß, ohne nachgesehen zu haben, wessen Grab es überhaupt war. Bevor ich mich noch mal hinlegte, wollte ich herausfinden, wer die oder der Verstorbene war.

Mit meiner kleinen Taschenlampe leuchtete ich auf die Oberfläche des Steins. Da war eine Inschrift. Als ich sie las, stockte mir der Atem.

Da stand mein Name.

Unter ihm war jedoch nicht mein Geburtsdatum zu lesen, sondern mein Todestag. Heute.

Ich fühlte mich plötzlich ganz schwach, als ob mich alle meine Kräfte verlassen würden, aber ich hatte seltsamerweise keine Angst. Eine unwiderstehliche Sehnsucht ergriff mich. Nun war es also so weit. Während ich mich auf den Grabstein sinken ließ, empfand ich Mitleid für meinen Vater, der nun ein weiteres Mal alleine auf der Welt zurückbleiben würde. Abgesehen davon, war ich bereit, meine letzte große Reise anzutreten.

WIE VIELE MALE BIST DU GESTORBEN?

*Wer imstande ist, dich zu töten,
kann dich auch wiederauferstehen lassen.*

BORIS BOŽIĆ

Das Erste, was ich vernahm, waren die gebrochenen Akkorde einer Gitarre. Obwohl ich sie klar und deutlich hören konnte, klangen sie seltsam entfernt. In wilden Wogen spielte eine verstimmte Geige dazu eine Melodie, die mich an den Tanz der Irrlichter erinnerte.

Ich kannte dieses Lied.

Während ich die Augen fest geschlossen hielt, sang eine feine und süße Stimme: »I'm now just behind you let me embrace your living corpse.«

Ich öffnete die Augen.

Alexias weißes Gesicht beugte sich von hinten über mich. Ihre schwarzen Haare fielen herab wie Vorhänge, durch die das erste Licht des Morgens scheint. Ein spezieller Duft umfing mich, während die Musik weiter erklang.

Dieses Jenseits ist gar nicht so übel, schoss es mir durch den Kopf.

Schlagartig richtete ich mich auf und Alexia bewegte sich etwas zur Seite, damit ich alles sehen konnte. Auf einem na-

hen Grab sitzend, zupfte Robert Akkorde auf einer Gitarre. Neben ihm spielte Lorena die Geige, deren Klang mich im Halbschlaf erreicht hatte.

Es war dasselbe Lied, das ich an Weihnachten vor der Friedhofsmauer gehört hatte.

Ich ließ sie die letzte Strophe beenden, die Alexia mit einer so glasklaren Stimme sang, dass ich Gänsehaut bekam. Mit einem finalen Aufspielen der Geige neigte sich das Lied dem Ende zu, während die Akkorde der Gitarre langsam gedämpft wurden und schließlich ganz erstarben.

Hätte ich mich nicht auf einem Friedhof befunden, hätte ich überschwänglich applaudiert, aber ich sagte nur: »Damit könntet ihr einen Toten zum Leben erwecken.«

»Genau darum geht es«, antwortete Alexia, während sie sich neben mich setzte.

Robert und Lorena näherten sich mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen.

»Glückwunsch«, sagte Robert, »du bist auf die andere Seite übergetreten.«

»Willst du damit sagen, ich sei tot?«, fragte ich und erinnerte mich an die Inschrift.

Ich ging zurück zu der Grabplatte, auf der mein Name stand, inklusive Todesdatum – der heutige Tag. Ich begriff, dass es sich um einen makabren Scherz der drei handeln musste.

»Auf eine gewisse Art und Weise schon«, erklärte Lorena, mit der Geige in der Hand. »Du existierst weiterhin in der Welt der Lebenden, aber der, der du einmal warst, ist gestorben und du hast dich in jemand anderen verwandelt. Du wurdest wiedergeboren. Bei uns war es genauso.«

»Um geboren zu werden, muss man zuerst sterben«, bemerkte Robert.

Verblüfft betrachtete ich das seltsame Trio. Im Licht des Morgens hoben sich ihre weiß geschminkten Gesichter noch gespenstischer vom Schwarz ihrer Kleidung ab.

»Und dieses Lied? Von wem ist es?«

»Von mir«, erklärte Alexia. »Es handelt von einem melancholischen Mädchen, dem es gefällt, auf Friedhöfen rumzuhängen, weil sie sich selbst bereits halb tot fühlt. Eines Nachts, als sie die Steinplatte eines Grabes säubert, fühlt sich der Verstorbene, der darunter liegt, halb lebendig. Und so beginnt ...«

»... eine Liebesgeschichte«, fügte Lorena hinzu. »Eine Romanze zwischen dem Leben und dem Tod.«

Verunsichert fragte ich mich, was wohl als Nächstes kommen würde. Die drei hatten mich dazu gebracht, auf meinem eigenen Grab zu schlafen. Und dann hatten sie mich mit einem Lied aufgeweckt, in dem ich die Rolle eines auferstandenen Toten spielte. Na ja, weit entfernt von der Wirklichkeit war es ja nicht.

»Und was jetzt?«, fragte ich.

Die beiden Mädchen sahen sich an und lächelten. Schließlich schlug Lorena ihren beiden Freunden vor: »Lassen wir ihn das Ritual der Blässe durchlaufen?«

»Morgen«, unterbrach sie Robert. »Er ist schon blass genug, nachdem er eine Nacht bei Temperaturen unter null draußen verbracht hat. Ich schlage vor, wir verwandeln uns in Sterbliche und gehen frühstücken.«

OHNE MASKEN

Die Sonne ist nur ein Morgenstern.

HENRY DAVID THOREAU

Nachdem wir über die Mauer gesprungen waren, setzten sich die drei auf die Treppen vor dem Friedhofstor, um sich abzumaskieren.

Mich überraschte die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich die Reinigungsmilch und die Tücher teilten. Sie schienen mit der Prozedur so vertraut wie professionelle Schauspieler – und irgendwie waren sie das ja auch.

Ich konnte es mir nicht verkneifen, sie zu fragen: »Warum macht ihr eure Schminke ab?«

»Die Blassen dürfen sich nur auf dem Friedhof zeigen«, erklärte mir Robert geduldig. »In der Stadt würde uns das nur Probleme machen.« Er wandte sich zu Lorena und begann, mit einem Tuch die Reste ihrer Schminke zu entfernen.

Fasziniert beobachtete ich, wie unter dem Weiß eine natürlich getönte Haut zum Vorschein kam, was Lorenas ovales Gesicht viel weicher machte. Sie war immer noch eine klassische Schönheit, aber ohne die Farbe sah sie viel unauffälliger aus.

»Hilfst du mir?«, bat mich Alexia und schaute mir dabei fest in die Augen.

Ich setzte mich neben sie – es gelang mir nicht, meine Nervosität zu verbergen.

»Das Gute daran, zu viert zu sein, ist«, sagte sie, während sie mir ein Schminktäschchen in die Hand drückte, »dass nicht immer einer warten muss.«

Unsicher beschloss ich, es einfach Robert nachzumachen. Ich nahm einen flachen Wattebausch und tränkte ihn mit Make-up-Entferner. Fast ehrfürchtig zögerte ich einige Sekunden, bevor ich Alexias Gesicht berührte.

»Na los, worauf wartest du?«, drängte sie mich.

Ich begann, mit der Watte über ihre Wangen zu streichen, auf denen unter der Schminke niedliche Sommersprossen hervorkamen.

Ich brauchte vier Wattebäuschchen, um die ganze Farbe von ihrem Gesicht zu entfernen, das auch ungeschminkt atemberaubend schön war.

»Jetzt die Lippen«, sagte sie. »Wisch das Violett ab.«

Ich blieb einen Moment unentschlossen sitzen, denn ich wusste nicht so genau, wie man Lippenstift entfernt. Dann griff ich einfach nach einem feuchten Tuch und rieb damit ganz vorsichtig über Alexias sinnliche Lippen, die mir im Gegenzug ein Lächeln schenkten.

Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte ich das Verlangen, jemanden zu küssen.

Alexia, mit ihren langen dunklen Haaren und den Sommersprossen, betrachtete mich amüsiert, als könnten ihre tiefen, unergündlichen Augen meine Gedanken erraten. Schließlich sagte sie: »Du kannst zufrieden sein. Obwohl du das Ritual noch nicht durchlaufen hast, bist du schon einer von

uns. Denn kein Außenstehender sollte die Maske eines Blasen berühren, es sei denn, er möchte in die andere Welt geprägt werden.«

Ohne die weiße Schminke klang das irgendwie merkwürdig. Die drei glichen nun ganz normalen Jugendlichen, die sich gelegentlich mit seltsamen Spielchen die Zeit vertrieben. Und ich war begierig darauf zu erfahren, was diesen Spielchen zugrunde lag.

»Wann wird das Ritual der Blässe stattfinden?«, wollte ich wissen.

Alexia warf ihrer Freundin einen Blick zu, bevor sie die Initiative ergriff: »Wie wäre es mit heute Nacht?«

Obwohl ich durchgefroren und ausgelaugt war, nickte ich zustimmend.

Dann ergriff Lorena das Wort. »Ja, aber nicht hier auf dem Friedhof. Wir brauchen einen berühmten Toten. Wie wäre es, wenn wir zu dem in Arenys de Mar gehen?«

»Der Friedhof von Sinera«, sagte Robert mit einem Lächeln.

»Einverstanden«, meinte Alexia. »Wir treffen uns heute Abend um elf am Bahnhof von Arenys de Mar.«

Wir stimmten alle zu, auch ich, obwohl ich nicht wusste, auf was ich mich da einließ. Hätte ich es geahnt, hätte ich genau in diesem Moment auf die Bremse getreten – denn das alles würde mich bald in Teufels Küche bringen.

DER ORDEN DER BLASSEN

*Zwei Waldeswege trennten sich
und ich – ich ging und wähl' den stilleren für mich –
und das hat all mein Leben umgedreht.*

ROBERT FROST

Je weiter wir die Anhöhe zum Friedhof herunterliefen, desto normaler wurde das Verhalten der drei. Sie lachten, machten Scherze, redeten miteinander. Ich folgte ihnen mit ein paar Metern Entfernung, um sie in Ruhe beobachten zu können.

Robert lief etwas gebeugt, vielleicht weil er so groß war. Seine Bohnenstangenbeine steckten in Stretchjeans, was ihm ein noch schlaksigeres Aussehen verlieh. Sein langer schwarzer Mantel wehte im Wind, während er den Mädchen zuhörte. Er wirkte wie einer von diesen Frauenverstehern, ein Softie, also die Sorte Typen, die von den Mädchen immer nur als Kumpel angesehen werden.

Mein Blick wanderte weiter zu Lorena, ihre Hüften wippten unter einem schwarzen Samtmantel, der ihre Kurven noch mehr zur Geltung brachte. Sie ließ sich sicher von niemandem etwas sagen, so energisch, wie sie ihre Stiefel auf den Schnee aufsetzte. Ich konnte mir gut vorstellen, wie sie ihrer

Mutter lautstark Kontra gab, wenn diese versuchte, sie an irgendetwas zu hindern.

Zu guter Letzt war da noch Alexia. Sie trug einen kurzen Mantel mit Kapuze, die mit Kunstfell umsäumt war. Ihre lange Mähne fiel über ihre Schultern und reflektierte die Strahlen der Sonne wie ein Spiegel. Unter einem Minirock trug sie Strumpfhosen und es schien, als würden ihre langen Beine, die in Stiefeln steckten und die mich vor ein paar Tagen getreten hatten, kaum den Boden berühren. Ich wusste wirklich nicht, was ich von ihr halten sollte.



Die großen Platanen an Teiàs Hauptstraße waren ganz kahl, was das Gefühl von Kälte noch zu verstärken schien. So früh am Morgen hatte nur ein einziges Café an der Promenade geöffnet. Der Kellner, Murphy, ein richtiges Original in Teià, betrachtete die drei Fremden neugierig.

Die Mädchen wollten jede einen Milchkaffee und teilten sich eine große Madeleine. Robert bestellte eine Fanta. Er schaute mich an und lächelte freundlich, also fragte ich ihn einfach: »Wo seid ihr her?«

»Jeder aus einer anderen Ecke. Gut, ich bin der, der noch am nächsten wohnt – in Alella, bei meinen Alten. Lorena ist aus Badalona und Alexia wohnt am Arsch der Welt«, erklärte Robert.

»So schlimm ist es auch wieder nicht«, protestierte sie. »Momentan lebe ich in Sant Cugat.«

»Momentan?«, wiederholte ich, während ich sie schon in

die Schickimicki-Schublade steckte, denn in der kleinen Stadt lebten hauptsächlich reiche Leute.

»Ja, das kann sich aber jederzeit ändern. Ich bin zwar dort aufgewachsen, habe aber schon immer gespürt, dass ich eigentlich an einen anderen Ort gehöre.«

»An welchen Ort?«

Alexia trank einen Schluck Milchkafee, bevor sie antwortete: »Das sage ich dir, wenn ich ihn gefunden habe.«

Nach dieser kurzen Fragerunde frühstückten wir in Ruhe. Da ich zum Abendbrot nur zwei Äpfel gegessen hatte, verschlang ich gierig ein Thunfisch-Sandwich, während die anderen sich über irgendwelche Prügeleien und Auseinandersetzungen an Orten unterhielten, von denen ich noch nie gehört hatte.

»Was ist das Negranoche?«, fragte ich.

Die drei grinsten sich an.

»So ein Club, in den wir gerne gehen«, antwortete Lorena.

»Vor allem, wenn der Blonde auflegt«, fügte Alexia hinzu. »Der weiß genau, welche Songs er spielen muss, um einen abzuschleppen. Tatsächlich funktioniert das auch ganz gut. Aber mehr als ein Flirt ist für den nicht drin.« Sie warf mir einen Blick zu, den ich nicht deuten konnte. Sollte das vielleicht heißen, dass sie mich interessanter fand als diesen DJ?

Robert unterbrach die etwas unangenehme Stille, die entstanden war. »Das Negranoche ist einfach genial und da haben wir uns auch kennengelernt, erinnert ihr euch, Mädels?«

»Nur zu gut«, meinte Lorena und verzog den Mund, als ob sie die Erinnerung mit etwas in Verbindung brachte, was sie lieber vergessen wollte.

»Ich glaube, wir langweilen dich«, unterbrach Alexia sie. »Wenn du einer von uns wirst, wirst du auch ins Negranoe gehen. Das ist fast unvermeidlich.«

»Gibt es dort noch mehr, die so sind wie ... wie ihr?« Das *ibr* hatte ich besonders betont, denn noch fühlte ich mich nicht zugehörig, obwohl ich ziemlich neugierig auf das Ritual der Blässe war.

»Nein«, antwortete Lorena. »Uns gefallen bloß dieselben Lieder und wir teilen die Vorliebe für die Farbe Schwarz, aber die anderen aus dem Club haben nichts mit dem Orden der Blassen zu tun. Für die ist das Unheimliche, das Dunkle nur ein Hobby, dem sie am Wochenende nachgehen, während es für uns mehr ist, wir leben es – mit allen Konsequenzen. Es ist wie eine Art Religion.«

Ein beunruhigendes Schweigen folgte diesen Worten, deren ganze Tragweite ich mir gar nicht auszumalen vermochte.

Ich versuchte, das Gespräch wieder in angenehmere Bahnen zu lenken: »Und die violette Blume, die ihr tragt? Ist das euer Erkennungszeichen?«

»Mehr als das«, antwortete Alexia und schaute mich geheimnisvoll an. »Das Wichtige ist nicht die Blume, sondern das, was sich darunter befindet.«

Während des gesamten weiteren Frühstücks war ich versucht, eine der Blumen anzuheben, um zu sehen, was sich darunter versteckte. Oder hatte Alexia das metaphorisch gemeint?

Es war acht Uhr, als wir uns auf der Promenade verabschiedeten, die sich mit Wochenend-Frühaufstehern zu füllen begann. Alexia, Lorena und Robert mussten zu Fuß die Schnell-

straße bis zum Meer entlanglaufen, um ihren Zug zu erwischen.

Während Lorena und Robert miteinander tuschelten, trat Alexia ganz nah an mich heran und berührte mit zwei kalten Fingern meine Wange. »Du siehst echt gut aus, Chris – darf ich dich so nennen?«

»Du darfst«, antwortete ich krächzend.

»Erinnerst du dich daran, was ich dir versprochen habe, als wir vor der Friedhofsmauer standen? Ich wollte wiedergutmachen, dass ich dich getreten habe, solltest du die Prüfung bestehen. Und das hast du.«

Statt zu antworten, schloss ich die Augen, in der Erwartung, dass sie mich küssen würde. Das war mir vor der Katastrophe öfter passiert. Es hatte immer Mädchen gegeben, die mich küssen wollten, keine Ahnung, wieso. Ab und zu hatte ich nachgegeben, um sie nicht zu verärgern. Nach dem ersten Kuss war ich dann meistens auf Nimmerwiedersehen verschwunden, es sei denn, das Mädchen gefiel mir.

Aber seit ich mich innerlich tot fühlte, hatte mich so was nicht mehr gekümmert. In der Schule kursierte sogar das Gerücht, dass mir Mädchen nicht mehr gefallen würden – ich hatte mir nie die Mühe gemacht, das abzustreiten.

Jetzt, zwei Jahre später, wartete ich wieder mit geschlossenen Augen auf einen Kuss. Aber diesmal geschah nichts.

»Das ist für dich«, sagte Alexia und steckte mir einen rechteckigen Gegenstand in die Tasche. »Dein Ticket in die andere Welt.« Dann rannte sie ihren Freunden hinterher, die bereits die Schnellstraße entlangliefen.

Robert hob die Hand und winkte mir zum Abschied.